

VON KAI STRITTMATTER

Irgendwo im Oberfränkischen steht eine Kuh, eine Färse, um genau zu sein, und kätut ihrem neuen Leben in Nordkorea entgegen. Eine bayerische Weide ist der Zoo von Pjôngjang nicht, aber die Luft ist frisch, da kann man sich selbst als fränkisches Braunvieh schwer beklagen. Es hat seine Vorteile, wenn keine Schlotte rauchen.

Überhaupt, die Stadt: tiptopp. „Ordentlich“, sagt der eine Tourist, groß, freundlich, starker Berliner Akzent. „Sehr ordentlich.“ Und so sauber. „Wahnsinnig sauber“, um genau zu sein. Außerdem: Neonlichter. Autos. „Viel lebendiger als bei unserem letzten Besuch vor zwei Jahren. Viel bunter. Viel besser, als man das immer hört. Schreiben Sie das!“ Nur abends spazieren gehen ist nicht. „Im Interesse Ihrer Sicherheit“, wie freundliche Begleiter erklären. Shopping geht. Reisschnaps etwa. Oder Blumenziebeln. Zwei Sorten: die Kimilsungia, eine dem Großvater der Kim-Dynastie gewidmete Orchidee, zartlila, und die Kimjongilia, eine Begonie, die ein japanischer Botaniker dem mittlerweile ebenfalls verstorbenen Sohn verehrte, knallrot. „Hab mir die Kimjongilia besorgt“, sagt der junge Lange. „Für den heimischen Balkon.“ Die blüht sogar in Berlin.

**Alles läuft glatt, bis der Mönch das Hakenkreuz in den Sand malt. „Nein, nein!“, rufen die Deutschen**

Der Berliner. Gehört der auch dazu? Nordkorea macht etwas mit einem. Ein paar Tage nur, und schon fragt man sich bei jedem Bild, bei jeder Begegnung: Ist das jetzt Teil der Inszenierung? Man denkt, man besucht ein Land, und dann steht man vor einer Bühne. Nein, auf einer Bühne. Nordkorea ist ein Theater in einem Theater in einem Theater. Die Welt steht draußen vor dem Gebäude. Hin und wieder vernimmt sie ein Rumpeln, ein Murren, gedämpfte Rufe, manchmal Chorgesang. Gelegentlich eine Explosion. Wer dann Einlass findet ins Innere, der nimmt vor dem weiterhin geschlossenen Vorhang Platz, und darf dahinter hin und herhuschende Schemen verfolgen. Nordkoreareisende werden Zeugen eines Schattenspiels. Ab und an steckt einer seinen Kopf durch den Vorhang und spricht zu denen im Zuschauerraum, singt für sie, ruft ihnen etwas zu. Mal lächelnd, mal schrill. Und, klar: Jeder hier ist Teil der Inszenierung, auch man selbst.

Die Kuh ist eine gute Sache. Sagen die Deutschen, die in der warmen Herbstsonne durch den Zoo von Pjôngjang wandeln. Der Zoo ist neu, er hatte um ein typisches deutsches Tier gebeten. Der Schäferhund, fand Hartmut Koschyk, sei keine Option. Der CSU-Mann Koschyk ist Vorsitzender der deutsch-koreanischen Parlamentariergruppe. Deutschlands Mann für Nordkorea. Er besucht das Land seit mehr als einem Jahrzehnt, er weiß um die Befindlichkeiten auf beiden Seiten: Geschenke an das waffenstarrende und totalitär regierte Nordkorea erfordern Gespür. Koschyk ist Franke, da kam ihm die Idee mit dem bayerischen Braunvieh. Friedlicher und entspannter geht es nicht.

„Doch, das ist gut: eine braune Kuh, eine Fleischkuh, eine Weidekuh“, sagt auch Bärbel Höhn, die Grüne, einst Landwirtschaftsministerin und somit keine Fachfremde. „Besser als eine schwarzbunte Milchleistungskuh. Die muss ja jeden Tag gemolken werden.“ Der Rinderzuchtverband Oberfranken wird das Tier spenden. Jetzt muss man nur noch sicherstellen, dass die Nordkoreaner ihrem eigenen Volk die Kuh nicht als Tribut des deutschen Volkes an den großen Genossen Kim Jong Un verkaufen. „In gewissem Rahmen muss man sich einfach Vertrauen erarbeiten“, sagt Bärbel Höhn, „um dann Ratschläge geben zu können.“ Also, die Kuh kommt.

Deshalb sind sie hier, eine Delegation von deutschen Bundestagsabgeordneten, im isoliertesten Staat der Welt: Kontakte schaffen, vielleicht das eine oder andere Fenster öffnen, für die, die es wagen, einen Blick nach draußen zu tun. Doch, die Leute gibt es. Außerdem wollen sich die Deutschen mit eigenen Augen ein Bild machen von dem Land, das in der Welt oft nur als böser Witz wahrgenommen wird: ein Volk seelenloser Roboter, dirigiert von einer Dynastie durchgeknallter Diktatoren mit Föhnwellen aus dem letzten Jahrhundert.

**In den düsteren Marmortempeln fällt öfter der Strom aus. Das kann manchmal ganz praktisch sein**

Dann trifft man einen Pjôngjanger Germanisten, der als Stipendiat in Berlin war und charmant von seiner Liebe zur Currywurst berichtet, und das Hallo ist groß, wenn auch vielleicht nur aus unendlicher Dankbarkeit darüber, dass da einer einmal für zwei Zeilen vom Drehbuch abgewichen ist. Eines ist wohl nicht falsch: Letztlich geht es auf der geteilten koreanischen Halbinsel um Krieg und Frieden. Wenn man da als Deutscher vom Glücksfall der eigenen Wiedervereinigung erzählen darf, warum nicht, und wenn man noch so oft das Gefühl hat: Man perlt hier ab.

Erhellend ist das allemal. Wenn man aufkluge und engagierte Beamte trifft. Wenn die Führerin im gewaltigen neuen Kriegsmuseum erklärt, das Volk solle hier gezeigt bekommen, „was für großartige Führer sie haben“, und in genau dem Moment der Strom ausfällt, was ein Segen ist, weil so für eine Viertelstunde das vom Tonband kommende Krächzen des ausgestopften Raben verstummt, der im Schaubild hinter der Führerin gerade einem auf dem Schlachtfeld des Koreakrieges (1950–53) gefallenen amerikanischen Soldaten das Herz herauspuckt. Überhaupt fällt der

Strom ständig aus in den düsteren leblosen Marmortempeln.

Nordkorea ist bettelarm, aber die Kunst der Bühnenbilderei hat die Regierung perfektioniert. Die Woche ist ein atemloser Lauf durch die Kulissen. Zwei Szenen.

Ein kleiner Tempel in der alten Königstadt Kaesông. „Der Mönch kommt“, sagen die nordkoreanischen Begleiter. Ein Alter im grauen Mönchsgewand schlurft heran. Man Wol sei sein buddhistischer Name, Halbmond. 70 Jahre ist er alt. Er setzt sich. Zeichnet ein Hakenkreuz in den Sand, ein altes buddhistisches Symbol. „Das verbindet unsere beiden Nationen“, sagt er lächelnd. Kollektiver Aufschrei der Deutschen, Händewedel: nein, nein, nein! Gibt es noch Gläubige in Nordkorea? „Selbstverständlich haben wir die Freiheit der Religion“, sagt der Mönch. „Es will halt nur keiner mehr glauben. Die Jungen widmen ihr Leben ganz der Wiedervereinigung und unseren Führern.“ Nein, schade fände er das nicht. „Ist es nicht so, dass die ganze Welt unsere Führer verehrt?“

Die katholische Kirche in der Hauptstadt, am Sonntag. Die Gläubigen handverlesen. Ältere zumeist, die Frauen den Kopf bedeckt mit einem weißen Spitzentuch. Eine Gruppe von elf Priestern zieht ein, Blumen schwenkend. Applaus brandet auf. Die Priester sind echt, sie strahlen, sie sind aus Südkorea. Vor sieben Jahren waren sie zuletzt hier, so lange mussten sie warten, um hier im Norden wieder eine Messe feiern zu dürfen. Hartmut Koschyk hatte erst im Mai bei seiner letzten Reise in derselben Kirche einem Gottesdienst beigezwacht. Damals predigte ein Nordkoreaner, der sich als „Pater Francisco“ vorstellte. Er prophezeite Südkoreas Hauptstadt Seoul, sie werde „in einem atomaren Brand versinken“. Die Deutschen waren schockiert. Pater Francisco ist auch heute anwesend. Er lauscht der Predigt des Südkoreaners, danach bedankt er sich höflich. Dann eilen die Gläubigen zu ihren Fahrrädern und hasten davon. War das jetzt ein Fortschritt? War das überhaupt Kommunikation? „Es ist unglaublich, ich bin so froh“, sagt einer der südkoreanischen Priester. „Nein, wir wissen nicht einmal, wer heute hier wirklich ein echter Gläubiger war. Aber jeder Kontakt zählt.“

Du sollst keine Götter neben mir haben. Offizieller Staatschef Nordkoreas ist ein Toter: der 1994 verstorbene Kim Il Sung. Das hier ist ein Gottesstaat, der feudalistisch regiert wird. Der 32-jährige Enkel Kim Jong Un ist der dritte Regent aus der Kim-Dynastie auf dem Weg zur Gottheit. An den Porträts und Statuen des verehrten Großvaters Kim Il Sung wurde in den letzten Jahren nachretuschiert, der Effekt ist verblüffend: Jetzt sieht er exakt so aus wie der Enkel. Oder andersherum. Die religiöse Ekstase oder vielmehr: das Simulieren derselben ist Teil der Inszenierung. Zuletzt bei der Militärparade vor drei Wochen. Unten das frenetische Winken der Soldaten, der Fackelauf der Hunderttausenden, die sich mit ihren Lichtern zu Psalmen auf die Herrlichkeit des Herrschers formieren. Oben, in einem tiefen Sessel, der junge Kim Jong Un, breit grinsend, das ihm zugeordnete Hochamt offensichtlich genießend – anders als Chinas Staatschef Xi Jinping einen Monat zuvor, der die gewaltige Militärparade in Peking mit angespanntem Gesichtsausdruck abgenommen hatte.

**Die Hauptstadt hat nun Autos und Wolkenkratzer, für die Elite. Auf dem Land fahren Ochsenkarren**

Hier aber strahlt einer wie ein kleines Kind, hüft in seinem Sessel auf und ab, ergriffet aufgeregt die Hand des neben ihm sitzenden chinesischen Emissärs, der leicht befremdet nickt. Kim Jong Uns Halbbrüder sind aus dem öffentlichen Gedächtnis getilgt: Der eine wurde vor ein paar Jahren bei der Einreise nach Japan erwischt, er hatte in Tokio Disneyland besuchen wollen, der andere wurde in Londons Royal Albert Hall mit Lederjacke und Sonnenbrille bei einem Eric-Clapton-Konzert fotografiert.

„Lasst uns das ganze Land in ein sozialistisches Märchenland verwandeln.“ Das ist einer der 310 offiziellen Slogans der Regierung für das Jahr 2015. Ein Märchenland ist es ohnehin. Sozialistisch? Schon lange nicht mehr. Es ist unklar, wie viel Macht Kim Jong Un wirklich hat. Es gibt realisierende Netzwerke und Machtzentren in der regierenden Kaste. Nordkorea sei unberechenbarer geworden, sagen Beobachter. Die Macht der Partei stabilisieren wollen sie alle, aber dabei gibt es ein Hin und Her zwischen den einen, die denken, dazu müsse man das Land öffnen, und den anderen, die lieber die Faust ballen und ab und an dem Süden und den USA mit der atomaren Apokalypse drohen.

Eines ist dabei unübersehbar: der Wandel in Pjôngjang. „Kein Nordkoreaner soll den Gürtel jemals wieder enger schnallen müssen“, sagte Kim Jong Un vor drei Jahren. Die im Untergrund schon länger wirkenden kapitalistischen Umtriebe seines Volkes, das seit der Hungersnot der Neunzigerjahre, seit dem Kollaps des Versorgungssystems, dem Staat nicht mehr vertrauen kann, sind seither noch sichtbarer geworden: Die Zahl der Autos hat sich vervielfacht, mit etwas Glück kann man heute in Pjôngjang sogar einen kleinen Stau genießen. Es gibt Restaurants, Taxis, Überlandbusse – offiziell alles in Staatshand, in Wirklichkeit längst von Privatleuten geführt. Es gibt einen Stadtteil mit neuen Wolkenkratzern, den die ortsansässigen Ausländer „Pjônghattan“ nennen (am begerhtesten sind in Pjôngjang stets die unteren Stockwerke, denn bei Stromausfall fahren die Aufzüge nicht). Offiziell verdient ein Arbeiter umgerechnet weniger als einen Dollar im Monat, praktisch jede Familie sucht sich Nebeneinkünfte, oft auf den Märkten, wo dann in Dollar, Euro oder chinesischen Renminbi bezahlt wird. Selbst



**Empire Burlesque**  
Es ist so weit:  
Endlich gibt es auch in Pjôngjang die ersten Staus und Smartphones!  
Eine Reise zu den Menschen ins bitterbunte Nordkorea,  
mit deutschen Politikern, die tun, was sie können



Eindrücke unseres Fotografen Frank Zauritz, der die deutsch-koreanische Parlamentariergruppe acht Tage lang durch Pjôngjang und Umgebung begleitete; vom Frühstückstisch im Hotel zum Karaoke, in die Cafés bis raus aufs Land, wo die Zeit schlicht still steht.

Behörden, Ministerien und Botschaften sind angehalten, sich ihr Budget selbst zu verdienen.

So lauscht die deutsche Delegation verblüfft einem Ministerialbeamten, der erzählt, wie er zunächst einen Handel mit Computerspiel-DVDs aufgezogen hatte, um die Produktion von Solaranlagen zu finanzieren. Überall auf der Straße sieht man Koreaner mit Smartphones, auch wenn man beim Surfen hier nicht weit kommt. Südkorea ist Hightech-Avantgarde, das vernetzteste Land der Welt. In Nordkorea gibt es keinen Zugang zum Internet, kein Nordkoreaner hat eine E-Mail-Adresse, aber zu Hause schauen die Menschen geschmuggelte Filme und Soaps aus Süd-

korea. Offiziell steht darauf noch immer Arbeitslager, in der Praxis kann man sich freikaufen, wenn man erwisch wird.

Der Wandel ist weniger das Ergebnis von offizieller Politik denn von Schwarzmarkt und Korruption, außerdem fließt viel Geld aus dem Verkauf von Rohstoffen nach China. Und vor allem: Die neue Bunttheit ist auf Pjôngjang beschränkt. Die Hauptstadt ist eine abgeschottete Insel im Land, die Heimat der Elite. In Pjôngjang sind nur die Regierungstreuen geduldet. Zuletzt schenkte Kim Jong Un den Auserwählten ein Delfinarium, eine Eishalle, ein ganzes Skigebiet. „Das Regime will so die Elite bei Laune halten“, sagt ein europäischer Beobachter. Brot und Spiele. Gleich-

zeitig agiert der junge Kim repressiver als sein Vater Kim Jong Il.

Die bislang poröse Grenze zu China, jahrelang durchlässig für Schmuggler wie Flüchtlinge, lässt er mittlerweile scharf überwachen. Enge Mitarbeiter und sogar der angeheiratete Onkel Jang Song Thae, einer der mächtigsten Männer im Land und Verwalter des wohl viele Milliarden US-Dollar zählenden Familienvermögens des Kim-Clans, wurden exekutiert. Keiner ist sicher am Hofe Kim. Die Angst vor Kontrollverlust ist spürbar, zuletzt tauchten im ganzen Land wieder Plakate auf, die davor warnen, ausländische Rundfunksender zu hören. Ungehorsamen wurde auf den Plakaten unter anderem die berüchtigte

Slippenhaft für drei Generationen angedroht, das bedeutet, dass auch die eigenen Eltern und Kinder der Delinquenten mit ins Arbeitslager wandern – die Strafe ist ein Überbleibsel aus feudalistischen Zeiten.

Sobald man dann die Hauptstadt verlässt, fällt man tatsächlich ins vorletzte Jahrhundert.

Es ist Erntezeit, aber in acht Tagen und bei Hunderten Kilometern Überlandfahrt in den Norden wie in den Süden ist hier nicht eine Erntemaschine zu sehen. Von Hand bündeln die Feldarbeiter die Reisgarben, mit dem Ochsenkarren transportieren sie sie ab. Die Menschen sind zu Fuß unterwegs, Dutzende Kilometer jeden Tag, einige haben Fahrräder. In Rinnalen neben der Straße sitzen Frauen und waschen die Wäsche. Auf einem Platz stehen 50, 60 Menschen, darunter Schulkinder, und klopfen Schotter klein. Manche haben einen Hammer, andere schlagen mit einem Stein auf einen anderen. „Eine Sklavenhaltergesellschaft“, hatte in Pjôngjang einer gesagt. Die Hungersnöte immerhin sind vorüber. „Aber während Pjôngjang herausgeputzt wird, zerfällt auf dem Land die Infrastruktur“, sagt ein Ausländer, der Nordkorea seit vielen Jahren kennt.

**„Landwirtschaft ist wichtig“, sagt der Beamte, „die Verteidigung des Sozialismus ist aber wichtiger.“**

Kein anderes westliches Land engagiert sich so in Nordkorea wie Deutschland. Die Projekte sind klein, aber zahlreich, vor allem bei der humanitären Hilfe. Die deutsche Welthungerhilfe etwa hilft Bauern im Landkreis Hyangsan zwei Autostunden nördlich von Pjôngjang im Kampf gegen Hang-Erosion. Während der Hungersnöte vor zwanzig Jahren begannen die Menschen, die Berge und Hänge abzuholzen und legten dort auf eigene Faust Felder an. Erosion und Überschwemmungen waren die Folge. „Früher verteilte bei uns der Staat die Nahrungsmittel“, sagt Jo Song Ryong, ein Ministeriumsbeamter: „Aber das funktioniert nicht mehr.“ Sie lehren die Menschen jetzt mit deutscher Hilfe, die Hänge zu terrassieren und schonend zu bewirtschaften. „Vor 2013 waren das illegale Felder. Jetzt haben wir das legalisiert. Die Menschen dürfen selbst entscheiden, was sie anpflanzen, und sie dürfen die Ernte selbst verkaufen.“ Hier pflanzen sie Mungobohnen, Erdnüsse, Reis. Die Erträge, sagt Jo, hätten sich im vergangenen Jahr um 50 Prozent gesteigert. Unten auf dem flachen Land wirtschafte noch immer die Kooperative, nach sowjetischen Mustern.

Beim Gespräch im Landwirtschaftsministerium in Pjôngjang erzählt die CDU-Abgeordnete Katharina Landgraf vom Bauernhof ihrer Familie in Sachsen: Wie der Hof zu DDR-Zeiten im Kollektiv aufging, und wie die Familie ihn seit 25 Jahren nun wieder privat bewirtschaftet: „Wir ernten jetzt das Doppelte“, sagt Landgraf. „Das liegt nicht an der Luft der Freiheit, das liegt am Fachverstand der Bauern und den Bedingungen, die sie in der Privatwirtschaft genießen.“ Dann beklagt die Delegation den Rauswurf des Welthungerhilfemanns Karl Fall in diesem Jahr. „Landwirtschaft ist wichtig“, antwortet der Vertreter des Ministeriums. „Aber die Verteidigung des Sozialismus ist wichtiger.“

Nordkorea macht etwas mit einem. Die meisten schlauht es. Für manche ist es offenbar ein Jungbrunnen, Hartmut Koschyk ist so einer. Der CSU-Mann arbeitet sich unermüdlich an jedem Gegenüber ab, das er zu fassen kriegt. In Panmunjom, am Grenzstreifen zu Südkorea, an der bestbewachten Grenze der Welt, greift er sich den 32-jährigen Oberstleutnant, der gerade erklärt, wie man die US-Stützpunkte in Asien in Schutt und Asche legen werde. „Gehen Sie denn auch mal rüber und sprechen zu den Offizieren von der anderen Seite?“, fragt Koschyk: „Hier wirkt alles so schön friedlich.“ Der Offizier schaut perplex. „Zu eben dieser Stunde bereiten die USA den Atomkrieg vor!“, sagt er.

**Der Grenzer ist sicher, es kommt zum Atomkrieg mit den USA. Aber: „Ich habe keine Angst!“**

„Ach neeeeeee, das glaub' ich nicht“, sagt Koschyk und lächelt.

„Doch! Zu dieser Stunde!“

„Glauben Sie mir, da brauchen Sie keine Angst zu haben.“ Koschyk legt seine Hand väterlich beruhigend auf die Schulter des Offiziers.

„Ich habe keine Angst!“, sagt der Offizier: „Die Armee und das Volk stehen unerschütterlich zum Genossen Kim Jong Un. Wir fürchten niemanden!“

Koschyk nimmt die Hand des Offiziers und schüttelt und schüttelt sie, als wolle er sie nie mehr loslassen.

Man ist versucht, an die Menschen mit den Reisigbesen zu denken, die in ganz Nordkorea den Straußenstaub von links nach rechts fegen. Und dann wieder von rechts nach links. Die mit gebücktem Rücken und stoischer Miene ihren Besen stundenlang durch tanzende Herbstblätter in wirbelnden Böen führen, als meditierten sie dabei über die Sinnlosigkeit allen Seins. Koschyk wiederum erledigt den Job des Sisyphos sichtlich beglückt. „Ha!“, ruft er nach acht Tagen in die ermateten Gesichter seiner Mitreisenden: „Ist die Zeit nicht wie im Flug vergangen?“

Im Flugzeug zurück nach Peking sitzt der Berliner, der mit der Kimjongilia für den heimischen Balkon. Er fliegt Business. Weiter hinten, Economy, ein Chinese, der sich gerade fünf Tage Abenteuerurlaub in Nordkorea gegönnt hat. Er stößt einen kleinen Schrei aus, als der Flieger die Smogdecke über Peking durchstößt. „Himmel!“, ruft er: „China, endlich!“